

DAS WUNDER DES ROTEN WIEN

ZWISCHEN WIRTSCHAFTSKRISE
UND ♦ ART ♦ DÉCO



BAND I ♦ HARALD A. JAHN

Danke an
Georg Schwalm-Theiss
Dr. Markus Kristan, Albertina
Michaela Maier und Elfriede Pokorny, Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung
Christian Schantl, Wiener Wohnen
Wiener Stadt- und Landesarchiv
Herrn Peter Suchy Sen., Bezirksmuseum Margareten
Herrn Eckhardt und Collin Okelola, Verein Zeitraum
die Bewohner der Werkbundsiedlung, die mich so freundlich empfangen haben
Christoph Schantl, Wiener Wohnen und Wohnpartner
Peter Neuwirth
Peter Josef Suchy für die Hilfe beim Logo
Julia für die ersten Korrekturen
Heidi für die umfangreiche Hilfe im Lektorat
dem geduldigen Team des Phoibos-Verlags
Herrn Martin Mosser für die Lagepläne
... und ans „Semmerl“ mit seinem guten Kaffee!

Da die Liste der Quellen, Links und weiterführenden Literatur den hier verfügbaren Rahmen sprengen würde, wird sie auf der Website www.mauerspiel.at/roteswien zur Verfügung gestellt.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data is available in the Internet at <http://dnb.ddb.de>.

Abbildungsnachweis: Fotos (soweit nicht anders vermerkt), Texte und Gesamtkonzept: Harald A. Jahn

Abkürzungen:

DÖW: Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands

VGA: Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung

WStLA: Wiener Stadt- und Landesarchiv; die Pläne stammen aus dem Nachlass von Rudolf Perco, die Fotos aus dem Fotoarchiv Gerlach.

Wir haben uns bemüht, sämtliche Bild- und Urheberrechte zu eruieren und abzugelten; bei Beanstandungen ersuchen wir um Kontaktaufnahme.

Copyright © 2014, Phoibos Verlag, Wien. All rights reserved

www.phoibos.at; office@phoibos.at

Printed in the EU

ISBN 978-3-85161-075-8

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
Wien um 1900	6
Die Sozialdemokratie und das Wunder des Roten Wien	13
Das Tagebuch der Republik	28
Hubert Gessner: Reumann-Hof und Karl Seitz-Hof	88
Karl Ehn und der Karl Marx-Hof	112
Heinrich Schmid und Hermann Aichinger: Rabenhof und Fuchsenfeldhof	130
Wohnhausanlage Sandeilen	166
Rudolf Perco – Anlage Friedrich Engels-Platz	190
Karl Alois Krist und Robert Oerley: George Washington-Hof	206
Adolf Loos und die Gartenstadtbewegung	224
Wohnbau im Ständestaat – Triumph des Unwillens	254
Strohfeuer und schwieriger Neubeginn	260
Montagebau und neue Kreativität	264
Die Postmoderne lässt grüßen	266
Ausklang	269
Arbeitersiedlungen in Europa	270
Leben im Gemeindebau	282
Index der beschriebenen Bauten	300

Die im Buch verwendete Schreibweise der benannten Gemeindebauten richtet sich nach der am Gebäude vorgefundenen Aufschrift.

Die Anzahl der Wohnungen änderte sich im Lauf der Zeit durch Aufstockungen und Zusammenlegungen; die angeführten Zahlen beziehen sich auf das Jahr 2014 und wurden den offiziellen Gemeindebaubeschreibungen der Stadt Wien entnommen.

Seitenverweise in der Form II/... beziehen sich auf Band II, „Das Wunder des Roten Wien – Aus den Mitteln der Wohnbausteuer“

Das Wunder des Roten Wien –

Ursprünglich hätte dieses Buch ein kleiner Führer durch Wiens Architektur der Zwischenkriegszeit werden sollen; ein schlankes Fotobändchen mit Kurzbeschreibungen der kommunalen Wohnbauten. Die Gemeindebauten des Roten Wien – das war (und ist) das eigentliche Kernthema des Buches. Die Arbeit daran hat mir aber eine ganze Welt eröffnet, einen Blick in eine viel zu kurze Epoche, in der trotz eines verlorenen Weltkrieges, trotz eines untergegangenen Großreiches Wien ein letztes Mal in all seiner Kreativität weit über die neuen, zu engen Grenzen strahlte.

Das Rote Wien – das ist ein „langes Jahrzehnt“ von 1919 bis 1934, ein Jahrzehnt, das ganz Europa eine unglaubliche Erneuerungswut aufzwang. Les années folles, the roaring twenties, die wilden Zwanziger... Überall wurden alte Konventionen überwunden, Neues probiert. Trotz der neuen Grenzen war die Elite Europas weiterhin bestens vernetzt, war Wien intellektuelles Zentrum eines plötzlich viel zu kleinen Staates. Vor dem ersten Weltkrieg beherrschte ein glanzvolles Dreigestirn an Städten – Wien, Prag, Budapest – die Mitte des Kontinents, eingebettet in einen Wirtschaftsraum, der stärker integriert war als die heutige Europäische Union. Nur wenige Jahre später war „Deutschösterreich“ der arme Mann an der Donau, in dem die politischen Lager nur Misstrauen für Andersdenkende übrig hatten.

Der viel zu schwache Staat leugnete sich von Beginn an selbst, die ungeübten Schritte in eine Demokratie, deren Meinungsverschiedenheiten gewalttätig auf der Straße ausgetragen wurden, führten schlussendlich in eine Sackgasse. Gleichzeitig inspirierte die verarmte Metropole Literaten wie Stefan Zweig, Egon Erwin Kisch und Anton Kuh. Es war die Stadt von Genies wie Franz Kafka, Robert Musil, Karl Kraus und Arnold Schönberg, aber auch milliardenschwerer Emporkömmlinge und schillernder Glücksritter wie Camillo Castiglioni. Franz Werfel buhlte um Alma Mahler, Sigmund Freud erforschte die Träume; Jet-Set neben bitterster Armut, die goldene Zeit der Operette, aber auch einer Tante Jolesch, der Kaffeehäuser und der komischen Käuze wie des legendären Anwalts Dr. Sperber oder Opportunisten wie Helmut Qualtingers „Herr Karl“.

All diese Gegensätze, all diese Reibungsflächen, Verwerfungen wurden bei der Arbeit an diesem Buch deutlich, und immer wichtiger schien es mir, den Zeitgeist zu transportieren, in den die Leistungen des Roten Wien entstanden, eingebettet „zwischen Wirtschaftskrise und Art déco“.

Wenn wir heute Nachrichten lesen, ist uns nicht bewusst, wie wichtig eine einzelne Meldung tatsächlich ist. Erst im Rückblick wird deutlich, wie sehr oder wie wenig ein Regierungswechsel, ein Grenzkonflikt oder ein lokales Ereignis tatsächlich die Geschichte bestimmt. Die Mondlandung war seinerzeit eine Weltsensation, ist aber im Grunde bedeutungslos geblieben; als 1990 die Universität Wien Österreichs erste Internetverbindung aufbaute, blieb das hingegen von den Massenmedien unbemerkt. Im „Tagebuch der Republik“ habe ich daher versucht, die Dinge etwa aus dem Blickwinkel zu umreißen, den die Menschen damals hatten – nicht in einer Rückschau mit dem Wissen von heute, sondern in der Folge von Wichtigem und Unwichtigem, wie es die Zeitungen auch in unserer Zeit füllt.

Das Ende der Monarchie markierte teilweise auch einen Generationenwechsel in der Architektur. Otto Wagner hatte Wiens Aufbruch in die Moderne definiert – nun traten seine Schüler an, das Stadtbild zu verändern. Viele der Architekten des „Roten Wien“ studierten bei Wagner, dessen städtebauliche Ideen der unbegrenzten Großstadt mit den romantischen Vorstellungen Camillo Sittes in Widerspruch standen. Beide Denkrichtungen fanden bei den Großprojekten der damaligen Zeit ihren Niederschlag, so trifft man auf extremes Pathos ebenso wie auf romantische Kleinstadtstrukturen. Um die Vielfalt der Auffassungen und Denkrichtungen zu zeigen, habe ich in diesem Band die Großanlagen mit mehr als 1.000 Wohnungen ebenso beschrieben wie die Lebensläufe der Architekten, die sie schufen.

Vor allem in der Anfangszeit konkurrierte das Konzept von Gartensiedlungen mit dem von Großbauten; die Siedlungsbewegung kann in einer Beschreibung des Roten Wien daher nicht unerwähnt bleiben.

Manche Laufbahn endete 1934 mit dem Verbot der Sozialdemokratie abrupt, einige Architekten verwirklichten aber im dann folgenden Ständestaat ebenso weitere Projekte wie unter der nationalsozialistischen Stadtregierung oder sogar in der Nachkriegszeit. Auch das demokratische Wien nahm die Herausforderung wieder an, kostengünstigen Wohnraum zu schaffen; eine kurze Übersicht der Entwicklung bis zur Jahrtausendwende führt in unser heutiges, buntes Wien, in dem die politischen Verwerfungen der Zwischenkriegszeit weitgehend vergessen sind.

Immer wieder wird der Soziale Wohnbau Wiens mit den Niederlanden, mit der Amsterdamer Schule verglichen. Bilder von dort ergänzen diesen Band daher ebenso wie ein kurzer Blick auf andere Arbeiterwohnhäuser in Österreich und Europa.

Beim Fotografieren in den Gemeindebauten der Stadt bemerkte ich, dass auf meinen Bildern der Außenbereiche der Häuser wesentliches fehlt: Die Menschen, die heute in den mit Geschichte aufgeladenen Bauten des Roten Wien leben. Ein Blick in einige Wohnungen bildet daher den Abschluss der kleinen Reise durch das Wunder des Roten Wien.

Der zweite Band der Edition, „Aus den Mitteln der Wohnbausteuer“, führt auf 15 Spaziergängen durch die Bezirke der Stadt und zeigt die Architektur der Epoche in ihrer ganzen Vielfalt.

Harald A. Jahn

*1963 geboren, beschäftige ich mich seit meinem 15. Lebensjahr mit Stadtplanung, Architektur und Fotografie. Nach Arbeiten im Bereich Design, Film-ausstattung und Innenraumgestaltung wandte ich mich um 1990 intensiver der Fotografie zu. Seit dieser Zeit entstanden zahlreiche Publikationen zu Wien-, Verkehrs- und Architekturthemen, Reiseführer, Bildkalender sowie Veröffentlichungen in Fachzeitschriften: *Jugendstil in Budapest, Das Neue Paris, Sehnsuchtskalender (Harenberg-Verlag); Unbekanntes Wien (Styria); Die Zukunft der Städte (Verkehrsplanung und Urbanismus in Frankreich, Phoibos-Verlag) und vieles mehr.**

Website: www.mauerspiel.at (Showcase) und www.viennaslide.com (Bildarchiv)

Foto: Natascha Porbacz



Wien um 1900



Das Wien der Jahrhundertwende:
Votivkirche,
Franz-Josefs-Kai,
Ringstraße und Parlament

Wien um 1900 – das ist das von der Tourismuswerbung gerne heraufbeschworene Bild einer goldenen Stadt voller Kreativität, in der der Jugendstil blühte und sich die schönen Künste konzentrierten. Natürlich ist dieses Bild so romantisch wie unscharf. 1858 hatte Wien das Korsett der Stadtmauern aufgeschnürt, an deren Stelle die Ringstraße angelegt wurde. Das Bild von Wien wandelte sich damit: Die mittelalterliche Stadt glich von weitem einer Krone auf einem breiten grünen Samttapet – die moderne Großstadt war ein kompakter, grauer Stadtkörper mit einer Unzahl an herausragenden Fabrikschornsteinen. Innerhalb von wenigen Jahrzehnten entstand ein Häusermeer, in dem das Band der Ringstraße eingebettet war. Wien war die Hauptstadt der Monarchie – und damit des größten Landes Westeuropas.

Die Anziehungskraft auf Zuwanderer aus allen Teilen des Reichs war enorm, und aus dieser Vielvölkermischung, aber auch aus den sozialen Unterschieden – vom böhmischen Wäschermädel bis zum jüdischen Großbürgertum – entstand die kreative Atmosphäre, mit der sich die Stadt heute so gerne schmückt. Die Bevölkerungszahl stieg vor dem Ersten Weltkrieg auf zwei Millionen, die Stadtplaner träumten von der „unbegrenzten Großstadt“. Unbegrenzt war aber vor allem die Tristesse der Massenquartiere, in denen die Arbeiterschaft unter schlimmsten Bedingungen hauste. „*Es war die beste aller Zeiten und es war die schlechteste aller Zeiten*“ – A Tale of Two Cities, aber die beiden Städte existierten am selben Ort. Wien vereinte kaiserliche Pracht und größte Not, war Leben in den prunkvollen Ringstraßenpalais und in den Kanalschächten, war Zentrum Europas und Moloch.

Zur Jahrhundertwende wird die Stadt von einem charismatischen Bürgermeister regiert. Karl Lueger ist es, und sein politisches Fundament ist christlich-sozial, deutschnational und antisemitisch – die Folgen der letzten beiden Strömungen werden Europa jahrzehntelang betreffen.

Lueger wird 1844 geboren, zu einer Zeit, als Wien noch von Stadtmauern umgeben ist und die Donau in einer Vielzahl von Mäandern den Nordosten der Stadt umspült; die erste Eisenbahn Österreichs puffte erst einige Jahre zuvor durchs Marchfeld, der spätere Kaiser Franz Joseph I. war gerade 14 Jahre alt. Die biedermeierliche Stadt ist von Stadtmauern und einem freien Schussfeld – dem Glacis – umgeben, in den Vorstädten leben die Menschen in dörflichen Häusern. 1858 ändert sich das: Die Befestigungsanlagen fallen, auf dem Glacis entsteht die Ringstraße mit ihren Prachtbauten. Absolut nicht prächtig sind aber die Arbeiterwohnhäuser, die das romantische Alt-Wien in den Vororten verdrängen: Die Industrialisierung spült die Menschen in die Stadt, sie werden in schnell hochgezogene Zinskasernen gepfercht, in denen sie den oft nicht nur finanziellen Launen der Hausbesitzer ausgeliefert sind. 1870 zählt Wien eine Million Einwohner, die Infrastruktur kann mit dem Wachstum nicht mithalten, und doch gilt die Stadt neben Paris als die bedeutendste des Kontinents. In dieser Zeit erreicht Wien seinen Zenit: Es ist das Zentrum eines europäischen Großreiches mit 54 Millionen Einwohnern, Regierungssitz einer

Jahrhunderte alten Monarchie und Brennpunkt der Sehnsüchte für die Künstler von Österreich-Ungarn. Die Ringstraße ist bereits angelegt, die Palais und Prachtbauten in unterschiedlichen Fertigstellungsstadien – in ganz Wien wird gebaut, die Gründerzeit ist an ihrem Höhepunkt, die Stadt erlebt einen noch nie dagewesenen Boom. Die Bauordnung unterstützt das: Von Denkmalschutzgedanken unbeeinträchtigt werden alte Viertel ausradiert, die Neubauten nützen die Grundstücke maximal aus, mit einer Dichte von bis zu 85% und einer geschickten Umgehung der vorgeschriebenen Stockwerkanzahl mittels Hochparterre, Mezzanin, „Unterteilung“ und Dachgeschoss.

Zu dieser Zeit promoviert Karl Lueger zum Doktor der Rechtswissenschaften; ab 1874 führt er seine eigene Kanzlei, wird „Anwalt der kleinen Leute“. Dann geht er in die Politik, wird Gemeinderat. Beim Zusammenschluss von Christlich-sozialen und Deutschnationalen zu einer Wahlgemeinschaft entsteht eine klerikal geprägte Partei, die die Antwort auf die Probleme des Kleingewerbes in einer Lösung der „Judenfrage“ sieht. Lueger wird Anführer der Gemeinschaft, gründet 1893 die christlich-soziale Partei, die sich zum Antisemitismus bekennt; Zielgruppe ist das Kleinbürgertum, der kleine Handwerker, der Mittelstand.

1897 wird Lueger Wiener Bürgermeister – nach mehreren Anläufen des Gemeinderats, Kaiser Franz Joseph verweigert mehrmals seine Zustimmung, da er dem antisemitischen Demagogen Lueger misstraut und die Gleichberechtigung der Bürger nicht gewährleistet sieht. Nach seiner schlussendlichen Angelobung löst Lueger einen gewaltigen Modernisierungsschub bei der Infrastruktur aus.

Strukturen aus dem Biedermeier für die Weltstadt des Fin de Siècle

1862 überflutete die Donau die tiefer gelegenen Teile der Stadt, in die stockenden Konzepte einer hochwassersicheren Regulierung kommt daraufhin Bewegung. Mit Hilfe der französischen Baufirma Castor, Couvreur et Hersent, die auch den Suezkanal erbaut hatte, wird nun der Hauptarm begradigt, ein Überschwemmungsgebiet angelegt. 1875 wird das Projekt fertiggestellt, der Donaukanal als stadtnächster Arm wird aber nur teilweise ausgebaut und versandet zeitweise.

Ein weiteres Problem ist der Wienfluss: Gesäumt von Industriebetrieben ist er eine stinkende Kloake, die sich durch die Stadt zieht und bei Unwettern häufig Überschwemmungen verursacht – Cholera- und Typhusepidemien sind die Folge.

Städtische Schlüsselstrukturen wie Versorgung und Verkehr sind problematisch: Die Wasserversorgung durch Hausbrunnen, die veraltete Albertinische und die Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung entsprechen den Anforderungen der wachsenden Stadt nicht, auch die 1873 fertiggestellte I. Wiener Hochquellenwasserleitung bleibt leistungsmäßig hinter den Erwartungen zurück.

1865 fährt die erste „Glöckerlbahn“ von der Votivkirche Richtung Dornbach – eine Pferdebahn entlang der Alser Straße und Hernalser Hauptstraße. Sie ist die erste des Liniennetzes der „Wiener Tramway-



gesellschaft“ und bald berüchtigt: Die Tramwaykutscher leiden unter unmenschlichen Arbeitsbedingungen bei jedem Wetter, Dienstzeiten bis zu 16 Stunden täglich und persönlicher Verantwortung für die Fahrzeuge. Auch bei den Fahrgästen ist die Unzufriedenheit groß: Die Wagen sind veraltet, die Züge unpünktlich und überfüllt, die Fahrpreise hoch. Im April 1889 streikt das Personal, der sozialdemokratische Journalist Victor Adler unterstützt die Tramwaykutscher publizistisch – mit Erfolg: Die ärgsten Schikanen werden abgestellt, die Dienstzeiten auf ein damals normales Maß begrenzt. Ein Konkurrenzbetrieb entsteht wenig später mit der „Neuen Wiener Tramwaygesellschaft“, die sich vor allem Strecken am und außerhalb des Gürtels widmet.



Die Gasversorgung liegt in den Händen der Imperial Continental Gas Association, die durch Aufkäufe der Konkurrenz das Gasgeschäft monopolistisch betreibt. Auch hier, ähnlich wie bei der Tramway: hohe Preise, unzuverlässige Versorgung.



Das größte aller Probleme ist aber die Situation der Arbeiter. Die Zuwanderung aus der Provinz überschwemmt die ohnehin überbevölkerten Arbeiterviertel. In den menschenunwürdigen, viel zu kleinen, massiv überbelegten, unhygienischen und lichtarmen Wohnungen entsteht ein System von Untermietern und „Bettgehern“: Sie schlafen in Schichten, teilen sogar den Schlafplatz mit anderen.



Die Wohnungspolitik dieser Zeit ist praktisch völlig passiv. Der Druck auf den Wohnungsmarkt war zwar gewissen Wellen ausgesetzt – nach dem großen Börsenkrach von 1873 ließ der Zuzug beispielweise etwas nach – trotzdem ist die öffentliche Meinung davon überzeugt, der freie Markt würde alles von selbst regeln. Nur in geringstem Ausmaß beteiligt sich die Gemeinde an einer Gesellschaft, die gerade mal 250 Notwohnungen bereitstellt; Projekte wie die Jubiläums-Stiftungshäuser (S. II/198) bleiben Einzelfälle. Die 1913 gegründete Magistratsabteilung für städtische Wohnungsfürsorge war mit einem Vorstand und einem einzigen Beamten geradezu zynisch gering besetzt – die Abteilung widmet sich in Folge vor allem der Vermittlung von Ferienwohnungen. Diese Situation ist besonders grotesk, da die Einnahmen der Stadt zu dieser Zeit zu zwei Dritteln aus den Steuern auf Mieten bestehen!



Es ist ein entfesselter, liberalisierter Extremkapitalismus, der die kleinen Handwerksbetriebe der Konkurrenz der neuen Industrien ausliefert, und die Arbeiter dem Moloch der maschinellen Produktion – Strukturen, die man heute aus Ländern des Fernen Ostens kennt.

Luegers Gemeindesozialismus

Der Antisemitismus von Luegers Wahlreden bleibt theoretisch, die Modernisierung der veralteten Strukturen wird dagegen sofort mit großer Energie begonnen. Luegers Ansatz lautet: „Was im öffentlichen Interesse steht, soll öffentlich verwaltet werden!“ Wichtig dabei: die Kontrolle der Preise durch die Gemeinde.

Der Vertrag mit der ICGA, dem englischen Gasmonopolisten, wird auf Luegers Betreiben 1896 nicht mehr verlängert und läuft 1899 aus. Die

Oben: Pferdetramway und Streik der Tramwaykutscher (Foto: Wiener Linien)
Unten: Wohnungselend (Foto: VGA)

Stadt erhält zwar vorerst keinen Kredit für den Aufbau eines eigenen Versorgungssystems, allerdings springt die Deutsche Bank mit einem Angebot zur Finanzierung ein, das mit der Elektrifizierung der Tramway durch Siemens & Halske verknüpft ist. In nur drei Jahren entstehen nun das gewaltige Gaswerk Simmering und ein Rohrleitungsnetz von 700 Kilometern Länge, einige Jahre später das Gaswerk Leopoldau.

Auch bei der Stromversorgung gibt es Handlungsbedarf. In diesem Fall werden die privaten Versorger aber aufgekauft, modernisiert und ausgebaut – damals stand im ersten Bezirk noch ein privates Dampfkraftwerk!

Die Privatisierung und Elektrifizierung der Straßenbahn verläuft ebenso zügig, bereits 1903 wird die letzte „Glöckerlbahn“ feierlich verabschiedet. Mit Ingenieur Ludwig Spängler findet Lueger einen kongenialen Partner für den Aufbau des Verkehrsnetzes – Spängler bleibt bis 1930 ungeachtet aller politischen Veränderungen im Amt und baut als Direktor das Netz zu einem der größten der Welt aus.

Ebenfalls in Luegers Zeit fällt der Bau der Stadtbahn, die aber von ihm nicht goutiert wird. Es ist ein Projekt der staatlichen Eisenbahn, geplant auch aus militärischen Überlegungen. Als innerstädtisches Verkehrsmittel ist sie nur bedingt geeignet und schon bei ihrer Errichtung veraltet: Die konservative Staatsbahn setzt auf Dampftrieb, eine durch die zahlreichen Stationen und starken Steigungen mitten im Stadtgebiet sehr störende Antriebstechnik – in Paris werden zur selben Zeit bereits die ersten Métro-Linien fertiggestellt! Zusammen mit der Stadtbahn werden der Wienfluss reguliert und die Hygieneprobleme der angrenzenden Bezirke mit neuen parallelen Hauptsammelnkanälen – auch entlang des Donaukanals – beseitigt. Zwischen Hietzing und dem Stadtpark ist das Profil für eine Einwölbung vorbereitet, abgesehen von einem kurzen Stück beim Gürtel verschwindet der Fluss aber nur zwischen der Hamburgerstraße und dem Stadtpark aus dem Stadtbild – die hier geplante Prachtstraße kommt über einige Häuser beim Naschmarkt nie hinaus.

Auch Luegers wichtigstes Werk fällt in den Bereich Wasserbau: Die zweite Hochquellenwasserleitung ergänzt die einige Jahrzehnte zuvor angelegte und stellt endlich ausreichende Versorgung mit Quellwasser höchster Qualität sicher – bis heute. Mit dieser Leitung wurden auch hygienische Einrichtungen möglich: In einer Zeit, in der den Menschen geraten wurde, wenigstens einmal pro Woche zu baden, kann die Stadt mit den öffentlichen Badeanstalten, den „Tröpferlbädern“, nun die Möglichkeit dazu eröffnen. Aber auch abseits der technischen Großprojekte weiß Lueger, was die Stadt braucht: „Wo in Wien ein Platz für einen Baum ist, da will ich, dass einer gepflanzt wird!“. Von den neu geschaffenen Parks dieser Zeit profitiert die Stadt genauso bis heute wie vom damals durchgesetzten Schutz des Wienerwaldes.

Im Sozialbereich fällt die Errichtung von Krankenhäusern und Versorgungsheimen für Waisenkinder und alte Menschen in Luegers Zeit; dazu kommt eine große Zahl von neuen Schulbauten und materielle Hilfe (Lehrbehelfe) für bedürftige Schulkinder: Lueger verdoppelt die Zahl der Schulen während seiner Amtszeit. Abgesehen von diesen



*Wientallinie in Bau
Stadtbahnbrücke über den Wienfluss
(Richard Harlfinger)*

Otto Glöckel und die Schulreform

Über Jahrhunderte war die Schule nach Prinzipien des Militärs aufgebaut: frontaler Unterricht, keine Möglichkeit zur Mitgestaltung, keine Förderung individueller Stärken, absolute Autorität des Lehrkörpers. Ab 1918 reformiert Otto Glöckel diesen starren Lernapparat – erst als Unterstaatssekretär in der Bundesregierung, dann als Präsident des Wiener Stadtschulrates. Kernidee ist: Jedes Kind, unabhängig von Herkunft oder sozialen Verhältnissen, egal ob Bub oder Mädchen, soll die Möglichkeit zu optimaler Ausbildung erhalten. Der verpflichtende Religionsunterricht wird abgeschafft, freie Entfaltung, selbstständiges Denken und Handeln sollen gefördert werden. Die Schule wird demokratisiert: Klassensprecher, Schulsprecher, Elternvereine werden geschaffen. Sie soll sich von der „Drillschule“ zur „Arbeitsschule“ wandeln: Weg vom Einpauken fertigen Wissens, hin zum eigenständigen Erarbeiten der Inhalte.



Auch die Einrichtung der Schule soll sich ändern: Anstelle der Bankreihen tritt eine halbkreisförmige Anordnung, damit die Kinder sich sehen können. Der Lehrer soll von seinem Podest geholt werden, er soll in der Mitte der Schüler Teil des Ganzen werden: nicht unberührbare Autorität, sondern natürliche Führungspersönlichkeit, Rat gebender Freund. Eine verbesserte Ausbildung soll die Lehrer darauf vorbereiten; das von Glöckel gewünschte Hochschulstudium für alle Lehrer ist vorläufig nicht durchsetzbar, so gründet Wien Pädagogische Akademien.



Otto Glöckel (Foto: VGA)
Schule Veitingergasse
Klasse in der Schule Veitingergasse
(Foto: WStLA, C3938M001)

Eng verzahnt mit Glöckels Schulreform sind die Thesen der Individualpsychologie von Alfred Adler. Dieser vertritt die Theorie, dass alle psychischen Probleme des Erwachsenen ihren Ursprung in den Kinderjahren haben; eine psychologisch richtige Erziehung ist daher der beste Schutz gegen spätere „Verwahrlosung“. Da die Eltern oft überfordert sind, soll die Schule pädagogisch sinnvoll eingreifen. Sie ist der Trainingsplatz für das Erlernen sozialer Beziehungen, ist nicht nur Lernschule, sondern Ort der Charakterbildung: Kinder sollen in der Schule lernen, sich Herausforderungen zu stellen.

Adler richtet Erziehungsberatungsstellen ein, er und seine Mitarbeiter arbeiten dort ehrenamtlich und beraten die Eltern in Erziehungsfragen. Parallel dazu werden in Lehrerberatungsstellen die Lehrer im Sinne Adlers psychologisch ausgebildet. Die neuen Elternvereine sind Schnittstellen zwischen Lehrkörper und Erziehungsberechtigten, in denen die neuen Unterrichtsmethoden vermittelt und die Eltern quasi „geschult“ werden.

Aufstieg durch Bildung – diese Idee stand mit den Arbeiterbildungsvereinen bereits am Anfang der Sozialdemokratie. Die zwölf Reformjahre von Otto Glöckel machen Wien zum weltweit beachteten Zentrum der Pädagogik, mit offiziellen Besuchern aus der ganzen Welt.



Stadtverkehr

Der Großstadtverkehr wird in den 1920er Jahren auf der Schiene abgewickelt. Eisenbahnen bringen die Waren zu zentralen Punkten der Stadt, wo sie direkt verkauft werden; die Feinverteilung erfolgt mit dem Pferdewagen. Der Personenverkehr wird per Tramway abgewickelt.

Ingenieur Ludwig Spängler ist bereits seit 1903 Direktor der Städtischen Straßenbahnen – praktisch seit der Gründung des stadteigenen Betriebs und trotz aller politischen Veränderungen. Das ist umso bemerkenswerter, als die Straßenbahn in Wien bis in die 1950er Jahre Hauptverkehrsmittel ist: Der rasche Transport von Menschen und Gütern ist Grundvoraussetzung für das Funktionieren der Stadt, die Straßenbahner haben damit zu dieser Zeit eine politische Schlüsselstelle in der Arbeiterschaft.

War die Zeit um die Jahrhundertwende von der Übernahme privater Strecken und deren Elektrifizierung geprägt – nur einige Dampfstraßenbahnlinien verblieben noch bis 1922 –, wurde das Netz in den Jahren vor dem Weltkrieg beständig ausgebaut, in einer aus heutiger Sicht unglaublichen Geschwindigkeit. Um 1923 setzt die Neubautätigkeit nach der Zwangspause im Ersten Weltkrieg wieder ein, ist aber 1928 praktisch abgeschlossen.

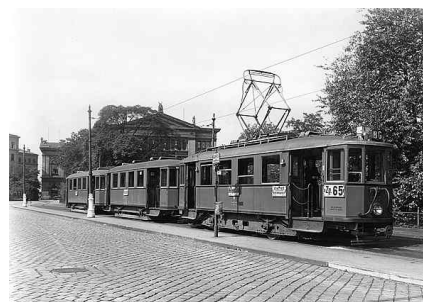
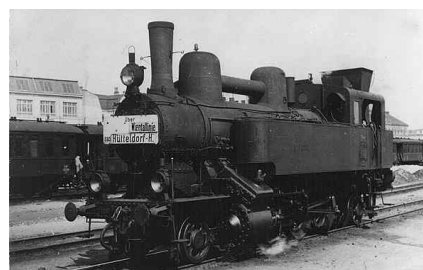
Bahnhof Hauptzollamt (heute Landstraße/Wien Mitte): Die Bahn beliefert den Markt, im Hintergrund die bereits elektrische Stadtbahn; die Straßenbahn ist noch Hauptträger des Personenverkehrs (Foto: WStLA, C1371M001)





Großes Thema dieser Zeit ist die Aufwertung der Stadtbahn zu einem brauchbaren Stadtverkehrsmittel. Die Stadtbahn war seinerzeit als vollwertige Eisenbahn gebaut worden und verband das Umland mit dem Zentrum; die dampfbetriebenen Züge fuhren über die Westbahn bis Purkersdorf und über die Franz-Josephs-Bahn Richtung Tulln weiter. Der Betrieb im Stadtgebiet war allerdings nicht zeitgemäß, Lärm und Ruß für die Bewohner ganzer Stadtviertel eine Zumutung. Im Weltkrieg wurde die Stadtbahn aus Kohlemangel eingestellt und blieb es danach auch. Die Gemeinde macht daher der „Commission für Verkehrsanlagen“ als formellem Eigentümer im August 1923 das Angebot, die verfallenden Strecken zu übernehmen und zu elektrifizieren. Zwar hatte man schon 1910 einen ersten Anlauf versucht, kam aber über Probefahrten nicht hinaus. Ein Weiterbetrieb durch die Bundesbahn ist unrealistisch, da der christlich-soziale Bund nicht daran denkt, das Rote Wien in irgendeiner Weise bei Verkehrsproblemen zu unterstützen. Die neuen elektrischen Fahrzeuge sind aber leider keine modernen Schnelltriebwagen, sondern straßenbahnähnliche Waggon – Spängler überlegt, Straßenbahn- und Stadtbahnwagen je nach Bedarf kombiniert auf beiden Netzen einzusetzen und beschafft daher robuste, zweiachsige Wagen. Die Bauart bewährt sich, die folgende Serie für den reinen Straßenbahnbetrieb wird bis heute als „Oldtimertramway“ fast täglich zu Sonderfahrten gemietet.

Diese Kompromisslösung wird damals durchaus kritisiert, auch Spängler selbst sieht sie nicht als endgültig an. Die Gemeinde argumentiert die Entscheidung mit wirtschaftlichen Gründen und der Offenhaltung aller Entwicklungsmöglichkeiten. Bekanntlich halten sich Provisorien in Wien besonders lang, und so werden auch in späteren Jahrzehnten mit ähnlichen Argumenten straßenbahnartige Wagen angeschafft – der letzte derartige Zug fährt erst 2009 auf der inzwischen U6 benannten Gürtelstrecke der Stadtbahn! Ein echter Mischbetrieb oder Wagentausch zwischen Stadt- und Straßenbahn, wie er ursprünglich vorgesehen war, findet allerdings nur in einem einzigen Fall statt: Die Linie 18G verbindet bis zum Zweiten Weltkrieg Süd- und Ostbahnhof über Straßenbahngleise mit dem Mariahilfer Gürtel, wo die Züge dann auf die Stadtbahntrasse wechseln.



*Verkehr am Karlsplatz und bei der Secession (Foto: Wiener Linien)
Dampflokomotive der Stadtbahn
Zug der Linie 18G am Ghegaplatz zwischen Süd- und Ostbahnhof (Foto: Wiener Linien)*

*bis heute auf den Straßen zu sehen:
die robuste Type M von 1925 (unten)*





Das Wohnbauprogramm des Roten Wien

Der Beschluss von 1923, jährlich 5.000 Wohnungen zu bauen, wird ungemein zügig umgesetzt, die Bautätigkeit sofort intensiviert. Ende 1924 sind 5.729 Wohnungen fertiggestellt, 1925 bereits 7.163! Von diesen Wohnungen entfallen allerdings nicht einmal 10% auf Siedlungshäuser, dieser Anteil sinkt in Folge weiter.



Immer wieder kommt in den damaligen Publikationen der Stadt das Thema „Gartenstadt oder Hochbauten“ zur Sprache, und immer wieder wird fast entschuldigend erklärt, warum man sich vorerst für die Blockbebauung innerhalb des Stadtgebietes entscheiden muss. Die Gartenstadt mit ihren Reihenhäusern ist damals das von der Architekturavantgarde angestrebte Ideal; die negativen Folgen der Zersiedelung werden noch nicht ausreichend berücksichtigt. 25.000 Wohnungen zu bauen, heißt, eine Stadt für 100.000 Menschen zu schaffen. Die ideale Lösung dieser Aufgabe wäre eine Satellitenstadt mit Gartenstadtcharakter in der Nachbarschaft Wiens, die zusätzlichen Kosten für die Infrastruktur – Schulen, öffentliche Gebäude, Verkehrs- und Wohnstraßen, Kanalisation bis hin zur Schnellbahnverbindung in die Altstadt – wären aber für Wien nicht bezahlbar: Das erklärt Franz Musil, der Leiter des Stadtbauamtes, in seinem Aufsatz „Aus der Werkstatt des Stadtbaudirektors“ im Propagandawerk „Das neue Wien“. So bleibt die Gartenstadt eine Art Pflichtübung für die Peripherie, auch wenn es immer wieder Lippenbekenntnisse gibt – wohl um die Fachwelt zu verträsten.



Für die Gemeindebauten wird nun eine ganze Reihe von Parametern festgelegt, die sie von den bestehenden Wohnbauten unterscheiden. Die bisherige Bauordnung lässt eine 85-prozentige Verbauung des Grundstücks zu; in den üblichen Arbeiterhäusern verläuft ein Erschließungsgang entlang der Hoffassade, die kleinen Wohnungen bestehen meist nur aus gangseitiger Küche und straßenseitigem Zimmer. Die Küche wird durch ein Gangfenster indirekt belichtet, die Kochgerüche ziehen durchs ganze Haus. Jedes Stockwerk hat meist nur einen einzigen Wasserauslass – die „Bassena“ –, die Toiletten sind am Gang, wobei sich mindestens zwei Parteien eine Kabine teilen. Nebenräume sind oft in enge Lichthöfe entlüftet, auch der Haupthof ist auf die Mindestgröße reduziert und bietet keine Aufenthaltsqualität. Gas oder Strom gibt es in diesen Wohnungen nicht, Herdfeuer und Petroleumlampen sorgen für ständigen Ruß und Schmutz. All das wird nun bei den Gemeindebauten neu gedacht.



Für die neuen Häuser werden Grundsätze erarbeitet, die zum Standard werden:

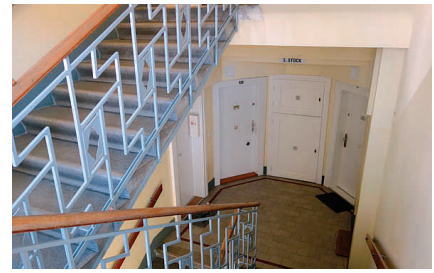


- Mindestens 50% der Grundfläche werden freigehalten;
- Lichthöfe werden grundsätzlich vermieden, nur in äußersten Ausnahmefällen gebaut;
- der Zugang zu den Häusern erfolgt über den Hof, nicht von der Straße – die Höfe sind Ausdrucksform des Zusammenhalts, durch große Eisentore geschützte Zuflucht;

- die Höfe werden gärtnerisch gestaltet und als Aufenthaltsraum gewidmet, Kinder sollen statt auf der Straße in den Höfen spielen. Die Hoffassaden werden so sorgfältig wie die der Straße gestaltet, um den Wert des geschützten Bereiches zu unterstreichen;
- alle Wohnungen erhalten fließendes Wasser und ein eigenes WC;
- ein sauberer Gasherd löst den schmutzigen Kohleofen ab;
- ein kleines Vorzimmer trennt den privaten Bereich vom halböffentlichen Stiegenhaus;
- alle Räume werden direkt belichtet;
- statt langer Gänge werden die Häuser über eine größere Anzahl von Stiegen vertikal erschlossen, damit gibt es pro Stockwerk nur maximal vier Wohnungen – so sollen die ständigen Streitereien in den zu dicht belegten Arbeiterzinskasernen vermieden werden;
- die Fenster und Türen werden genormt, um Kosten zu sparen;
- die Erdgeschosse werden erhöht, um den Einblick von der Straße zu vermeiden;
- wenn möglich, werden Kinderplanschbecken angelegt, die im Winter als Eislaufbahn genutzt werden können;
- in größeren Anlagen werden moderne Dampfwäschereien eingerichtet, in kleineren zumindest Waschküchen und Trockenräume;
- es gibt in den Wohnungen zwar kein Bad, aber möglichst eine zentrale Brause- und Wannenbadanlage;
- wenn irgend möglich, erhalten die Wohnungen Loggien oder Balkone;
- Kinderaufenthaltsräume oder sogar Kindergärten werden, wenn möglich, errichtet.

Darüber hinaus werden, wenn nötig, Volksbüchereien, Tuberkulose- und Mutterberatungsstellen, Zahnkliniken und Geschäftslokale vorgesehen; Gasthäuser findet man dagegen nur selten, die früher üblichen Branntweinschänken nie. Vor allem die mit modernen Geräten ausgestatteten Waschküchen bringen große Erleichterung für die Arbeiterfrauen, war der „Washtag“ bisher doch eine zeit- und kraftraubende Aktion, die Frauen neben ihrer Erwerbsarbeit aufgebürdet war.

Ergänzend zu den Wohnbauten ist der Ausbau der Bäder eines der wichtigsten Ziele der Verwaltung – einerseits Sport- und Erholungsbäder, vor allem aber die von den Wienern „Tröpferlbäder“ genannten Brause- und Wannenbäder zur Reinigung. Das erste dieser Volksbäder wurde erst 1887 in der Mondscheingasse im 7. Bezirk eröffnet; bis Mitte der 1920er Jahre kommen etwa 20 weitere dazu, einigermaßen gleichmäßig über die Stadt verteilt. Eine Wiener Spezialität sind die kleinen Kinderfreibäder in Parkanlagen, deren Benützung durch in





Sommersport im Kongressbad (Foto: VGA)

den Schulen verteilte Freikarten erfolgreich forciert wird. An „klassischen“ Freibädern entstehen neben Strandbädern an der Alten Donau unter anderem das Kongressbad mit einem 100-Meter-Sportbecken (!) oder das Ottakringer Bad; größtes und von der Opposition scharf kritisiertes Prestigeprojekt ist aber das 1926 eröffnete Amalienbad am Reumannplatz, ein prachtvoller Art déco-Schwimmtempel, der bis heute nicht nur bei den Badegästen beliebt, sondern auch zum touristischen Fixpunkt geworden ist (S. II/86).

Bis 1922 wurden die Pläne fast ausschließlich vom Stadtbauamt selbst hergestellt,

mit dem Anlaufen des großen Wohnbauprogramms ist das nicht mehr möglich. Die Vielzahl von Architekten, die ab 1923 ihre Kreativität einbringt, hat trotz der inhaltlichen Vorgaben eine immense Vielfalt bei den Wohnbauten der Stadt zur Folge.



Amalienbad

Trotz dieser Menge an Neubauten sind Experimente – gesellschaftlich und architektonisch – selten. Das „Einküchenhaus“ von 1923 (S. II/165), entworfen von Otto Polak-Hellwig, stößt bei Christlich-sozialen und Sozialdemokraten auf Ablehnung. Dieses selbstverwaltete Genossenschaftshaus, das mit einer Zentralküche und „Room-Service“ die Bewohner der Kleinstwohnungen von der Hausarbeit entlasten sollte, bleibt eine Ausnahme. Das bürgerliche Lager befürchtet den Zerfall der Familien, wenn sich in den „Singlewohnungen“ keine Hausfrau mehr um den Haushalt kümmern muss; die Partei befürchtet schwindenden Einfluss auf die Arbeiter, wenn sich diese außerhalb der Parteistrukturen organisieren.

Auch ein weiteres Haus von Polak-Hellwig – Bergsteiggasse 28 (S. II/274) – zeigt interessante Ansätze, die aber nicht weiter verfolgt werden. Die Küchen sind sehr kompakt und zum Wohnraum offen, um die Hausfrau bei der Arbeit nicht von der Familie zu separieren – der Architekt versucht, eine möglichst ergonomische Lösung zu erarbeiten.

In der Rauchfangkehrergasse 26 entsteht 1924/1925 ein Haus, das vom Architekten Anton Brenner als „Wohnmaschine“ bezeichnet wird. Brenner entwirft die (Einbau-) Möbel zusammen mit den Grundrissen und kommt zu extrem platzsparenden Lösungen: Die Trennwand zwischen Wohn- und Schlafräum ist gleichzeitig Schrankwand, die Kinderbetten verschwinden in Wandnischen, Paravents schaffen flexible Räume, viele Möbel haben Doppelfunktionen. Brenner lebt mit seiner Familie lange in einer 38 m² großen Wohnung in der Rauchfangkehrergasse – diese Wohnung ist als kleines Museum bis heute erhalten. Um 1926 arbeitet er zusammen mit Margarete Schütte-Lihotzky an Küchenlösungen, bevor diese die „Frankfurter Küche“ entwickelt – eine in Großserie produzierte Kompaktküche, die dann vor allem im Wohnbauprogramm „Neues Frankfurt“ verbaut wird. Brenner errichtet auch zwei Häuser der Werkbundsiedlung (Engelbrechtweg 9 und 11).

Anton Brenners "Wohnmaschine"





Die erhalten gebliebene Gemeindewohnung des Architekten Anton Brenner

Das Tagebuch der Republik

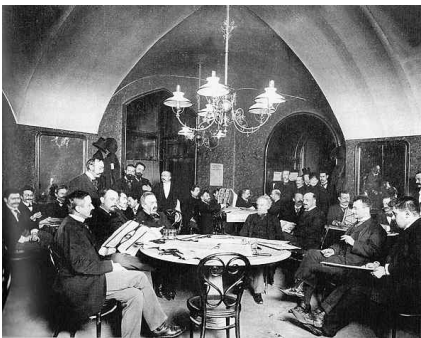


30.12.1888 bis 1.1.1889: Am Parteitag von Hainfeld gelingt es Victor Adler, die unterschiedlichen Strömungen in der Österreichischen Arbeiterbewegung zu einen. Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei wird gegründet. Wichtigstes politisches Ziel: das allgemeine Wahlrecht.

Etwa gleichzeitig, 1889, bereitet eine Gruppe von Politikern um Karl Lueger den 2. Österreichischen Katholikentag vor. Man trifft sich im Hotel „Zur Goldenen Ente“. Aus diesen „Enten-Abenden“ entwickelt sich eine „Studienrunde katholischer Sozialreformer“; die Gespräche sind Grundlage für das Programm der christlich-sozialen Bewegung. Die Enten gibt es heute noch – in der Riemergasse 4!

1.5.1890: Die erste sozialdemokratische Maikundgebung findet statt.

1.1.1892: Groß-Wien wird Wirklichkeit. Die Steuergrenze am „Linienwall“, dem heutigen Gürtel, wird aufgelassen, die Fläche Wiens wächst von 55 auf 178 km², die Vorortgemeinden – davor war beispielsweise Hernals mit 70.000 Einwohnern die größte niederösterreichische Gemeinde – werden Teil der Stadt.



Café Griensteidl

Karl Kraus in „Die demolierte Literatur“: „Die treuen Stammgäste feierten den Untergang des Locales mit einem großartigen Leichenschmaus (...) Nach Mitternacht waren sämtliche Vorräthe an Speis und Trank vergriffen und es wurden nur noch Ohrfeigen verabreicht. Sonst war die Stimmung famos (...)“. Der ebenfalls anwesende Arthur Schnitzler mokiert sich über den Vorfall: „gestern abends hat Salten im Kaffeehaus noch den kleinen Kraus geohrfeigt, was allseits freudig begrüßt wurde (...)“

Das heutige, gleichnamige Griensteidl wurde erst 1990 eröffnet und hat mit dem damaligen Lokal nur den Namen gemeinsam.

Foto aus „Die vornehme Welt“, Carl von Zamboni

21.1.1897: Das Café Griensteidl, Wiens erstes Literatenkaffeehaus, wird geschlossen. Etwa gleichzeitig kritisiert der junge Karl Kraus in seinem Pamphlet „Die demolierte Literatur“ die Kaffeehausliteraten um Arthur Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal.

28.1.1897: Die erste elektrische Straßenbahn fährt durch Wien, auf einer Strecke, die etwa der heutigen Linie 5 entspricht. Die Fahrer der Züge – ehemalige Tramwaykutscher der Pferdebahn – sind aber unzufrieden. Sie haben weiterhin täglich 16 Stunden Dienst, die Richtlinien sind durch die neue Technik aber noch strenger geworden. Der Lohn wurde dagegen nicht erhöht; die Unzufriedenheit steigt.

20.4.1897: Der christlich-soziale Karl Lueger hält als Bürgermeister seine Antrittsrede vor dem Gemeinderat. Lueger pflegt ungewöhnlichen Personenkult und gelangt zu großer Popularität; er macht den Antisemitismus salonfähig und beeindruckt später den jungen Hitler, der zeitweise in Wien lebt. In den dreizehn Jahren im Bürgermeisteramt verwirklicht er Großprojekte wie die II. Hochquellenwasserleitung, lässt Gas- und Stromversorgung sowie die Straßenbahn kommunalisieren. Sozialeinrichtungen wie das Psychiatrische Krankenhaus am Steinhof oder das Versorgungsheim in Lainz entstehen. Wien soll zur Metropole Mitteleuropas werden, mit vier Millionen Einwohnern.

19.4.1899: Das Café Museum wird eröffnet. Es ist eines der ersten Werke des jungen Adolf Loos. Vermittelt wurde ihm dieser Auftrag von Max Fabiani, der ursprünglich als Architekt vorgesehen war.

4.11.1899: Sigmund Freuds Hauptwerk „Die Traumdeutung“ erscheint.

Zur Jahrhundertwende ist Wien die drittgrößte Stadt des Kontinents. Sie ist Zentrum einer Großmacht in europäischem Maßstab – und Ziel vieler tausend Zuwanderer aus allen Teilen des Reiches, die in der Hauptstadt der Monarchie ihr berufliches Glück suchen. Die „Gründerzeit“ bringt der Stadt aber auch billig gebaute Arbeiterhäuser in großem Stil, errichtet auf dicht bebauten Parzellen in fantasielos angelegten Rasterstadtvierteln wie Ottakring. Der Mietzins ist hoch, extremer Überbelag die Regel: Zu den Mietern kommen noch Untermieter und „Bettgeher“, die in drei Schichten schlafen, entsprechend dem Schichtdienst in den Fabriken. Auch Kellerwohnungen sind dicht belegt, die schlechte, feuchte Luft begünstigt die Tuberkulose, die als „Wiener Krankheit“ Teil des Arbeiterlebens ist.

7.9.1902: Das Arbeiterheim in Favoriten wird eröffnet. Geplant hat es Hubert Gessner, es ist die erste große bauliche Manifestation des neuen Selbstbewusstseins der Arbeiterklasse. Und man hat schnell gebaut: Ein Jahr davor war Spatenstich, nach nur 13 Monaten kann Victor Adler bei der Eröffnung stolz sagen: *„So mancher, der in diesem Saale ist, wird sich noch erinnern, wie wir begonnen haben, wird sich der langen Nächte erinnern, wie wir in elendsten Schlupfwinkeln gehaust haben, wie wir verfolgt, gehetzt, verachtet, verhöhnt waren in diesem Österreich, in diesem Wien; und er wird daran denken, welcher Arbeit von Zehntausenden es bedurft hat, um dem Arbeiter in diesem Reiche und in dieser Stadt Respekt zu schaffen. Nun sind wir ein Stück weiter: Hier sind wir zu Hause. Wir haben ein Heim!“*

September 1907: Bei der Aufnahmeprüfung an der Akademie der Bildenden Künste treten 113 Kandidaten an; nur 28 bestehen die Prüfung. Einer der abgewiesenen ist Adolf Hitler. Er wird es 1908 nochmals – und erneut erfolglos – versuchen.

Februar 1908: Adolf Hitler übersiedelt von Linz nach Wien, wo er zusammen mit einem Freund in der Stumpergasse ein Untermietzimmer bezieht.

20.6.1909: In Schwechat werden die Hammerbrotwerke eröffnet; geplant wurde die Anlage vom „Hausarchitekten“ Hubert Gessner. Brot als Hauptnahrungsmittel der Arbeiterschaft ist ein Schlüsselprodukt, und die Sozialdemokratie hofft, mit der eigenen Herstellung Wucher zu unterbinden.

21.1.1910: Adolf Loos hält seinen Vortrag „Ornament und Verbrechen“.

10.3.1910: Karl Lueger stirbt, die christlich-soziale Partei verliert viele ihrer Anhänger. Die Errungenschaften der Zeit Luegers sind aber Grundstock für die spätere Arbeit der Sozialdemokratie.

20.7.1910: Die Redaktion der Arbeiter-Zeitung bezieht ihr neues Haus: Es ist das heute noch bestehende Vorwärts-Haus an der Wienzeile nahe der Pilgrambrücke.

3.10.1910: Adolf Loos schreibt in „Der Morgen“ über sein „erstes Haus“: *„Nun kam eines Tages ein Unglücklicher und bestellte bei mir die Pläne zu einem Haus. Es war mein Schneider. Dieser brave*





Mann – eigentlich zwei brave Männer – hatten mir Jahr für Jahr Anzüge geliefert und geduldig jeden ersten Jänner eine Rechnung geschickt, die, ich kann es nicht verhehlen, nie kleiner wurde. Ich konnte mich und kann mich auch heute noch nicht, trotz den heftigen Remonstrationen meiner Mäzene, des Verdachtes erwehren, daß mir dieser ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, um wenigstens eine Verkleinerung dieser Rechnung zu erzielen. Der Architekt bekommt nämlich eine Ehrengabe, das Architektenhonorar. Trotz dessen schönen Namens ist diese Ehrengabe nicht davor gefeit, von unbezahlten Rechnungen abgezogen zu werden. Ich warnte die beiden braven Männer vor mir. Vergebens. Sie wollten unbedingt die Rechnung kleiner haben – pardon – den Bau einem amtlich gestempelten Künstler übergeben. Ich sagte ihnen: wollt ihr, als derzeit noch unbescholtene Männer partout die Polizei am Halse haben? Sie wollten es. Es ist gekommen, wie ich es vorhergesagt habe.“

22.1.1911: In der Schönbrunner Straße 122 wird Bruno Kreisky geboren.

11.12.1911: „Mein Haus am Michaelerplatz“: In den Sophiensälen spricht Adolf Loos über „Ein Scheusal von einem Haus“.

22.3.1912: Im Wiener Kommunalprogramm findet sich die programmatische Zeile: „Die Kommune hat in allen Gemeindebezirken auf ihren Grundstücken Häuser mit Kleinwohnungen und Werkstätten für Gewerbetreibende zu errichten und keinen höheren Mietbetrag zu fordern, als zur Amortisierung des aufgewendeten Geldes unbedingt nötig ist“.



24.5.1913: Hitler verlässt Wien, er geht nach München.

15.11.1913: An der Ecke Schleifmühlgasse/Mühlgasse wird mit dem Abbruch des „Freihauses“ begonnen, Wiens damals größtem Wohnhaus (ca. 1.000 Bewohner). Die Arbeiten werden durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen. Erst in den 1930er Jahren wird das Areal freigemacht und bebaut. Letzte Reste des Komplexes verschwinden erst um 1970!



Die Ermordung des Thronfolgers, aus „Le Petit Journal“

28.6.1914: Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie werden bei einem Besuch in Sarajevo von dem Schüler Gavrilo Princip erschossen. In Wien vermutet man die Drahtzieher in der nationalistischen Organisation Narodna Odbrana („Volksschutz“) und macht letztlich die serbische Regierung moralisch für den Mord verantwortlich.

28.7.1914: Nach einem unannehmbaren Ultimatum an Serbien erklärt Österreich den Krieg. Schlagartig brechen aufgestaute Aggressionen los, die Völker Europas machen mobil. Der Kontinent stolpert in einen Krieg, der für die Bevölkerung noch wenige Wochen zuvor fast undenkbar war. Voller Patriotismus ziehen die Männer an die Front, sie glauben an einen kurzen Kampf. Die Sozialdemokratie ist gegen den Krieg, kann in der patriotisch aufgeheizten Stimmung aber nicht dagegen Position beziehen.

Europa wird bis 1914 von einem komplizierten Bündnissystem beherrscht, das nur mühsam den Ausgleich zwischen den hochgerüsteten Industriestaaten herstellt. Die Jahrzehnte vor dem Krieg hatten durch die Massenindustrialisierung, aber auch durch die Ausbeutung der Arbeiter, die Länder Europas reich gemacht.

Vereinfacht dargestellt stehen die „Mittelmächte“ Österreich-Ungarn, Deutsches Reich und Italien den Mächten der „Entente Cordiale“, der „herzlichen Allianz“, gegenüber, die aus Frankreich, Großbritannien, Russland, Belgien und den Balkanstaaten Serbien und Montenegro besteht. Nach Österreich-Ungarns Kriegserklärung an Serbien macht Russland mobil; Deutschland hat seine unbedingte Bündnistreue zur Monarchie schon davor bekräftigt und verlangt von Frankreich für den Kriegsfall eine Neutralitätserklärung. Die Franzosen antworten mit der Mobilisierung ihrer Truppen. Das neutrale Italien löst sich vom Dreibund und schließt sich der Entente an. Während Österreich-Ungarn gegen Serbien vorgeht und damit den Kriegseintritt Russlands provoziert, verwirklicht Deutschland den schon länger gehegten Plan der Besetzung Frankreichs; als Folge tritt England in den Krieg ein. Die Mittelmächte kämpfen nun an zwei Fronten, der erwartete kurze Krieg wird zu einem Alptraum, zu einer Materialschlacht. 1915 werden in den Krieg führenden Ländern die ersten Folgen spürbar: Lebensmittelknappheit, Frauen in Produktionsbetrieben, soziale Spannungen. Der deutsche Vorstoß in Frankreich kommt zum Erliegen, an der Ostfront sind die Mittelmächte noch erfolgreich.



1916 – Abschied vom alten Österreich

21.10.1916: Friedrich Adler, der Sohn von Victor Adler, ermordet den Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh. Dieser war Befürworter des Angriffs auf Serbien gewesen und für den jungen Adler Symbol der Kriegstreiberei. Adler will aber auch die Sozialdemokratie aufrütteln, die sich doch der internationalen Solidarität verschrieben hatte. Ein Krieg widerspricht zwar dem sozialistischen Weltbild; man wollte aber nicht unpatriotisch erscheinen. Nun ist die sozialdemokratische Führung zwischen Opportunismus und Ideologie gefangen, die Arbeiterschaft in den Rüstungsbetrieben mehr und mehr von unmenschlichen Arbeitsbedingungen betroffen – für einen Krieg, den die Sozialdemokratie nie hätte befürworten dürfen. Vor Gericht gerät Adlers Verteidigungsrede zu einer Anklage gegen die eigene Partei, die ihre Ideale verraten hatte; Karl Renner wirft er Verlogenheit und Prinzipienlosigkeit vor. Sein Attentat sei eines gegen die österreichische Moral gewesen, ein Bekenntnis zum Massenkampf, der mit allen zweckdienlichen Mitteln zu führen sei. Adler wird zum Tod verurteilt, später von Kaiser Karl zu 18 Jahren Haft begnadigt und noch vor Kriegsende – ebenfalls von Karl! – amnestiert.



*Kriegsküche (Foto: VGA)
Neue Kronen Zeitung
Illustrierte Kronen Zeitung*

21.11.1916: Kaiser Franz Joseph I. stirbt, Karl I. wird zum letzten Kaiser Österreich-Ungarns. Bei den Trauerfeierlichkeiten zeigt sich Wien ein letztes Mal in imperialem Prunk, mitten im Krieg. 68 Jahre lang hat der alte Kaiser das Vielvölkerreich regiert, die meisten Bürger haben nie einen anderen Regenten an der Spitze der Monarchie erlebt. Die Menschen entlang des Trauerzuges an der Ringstraße spüren, dass hier nicht nur das alte Österreich, sondern eine ganze Epoche ihr Ende findet.

Hubert Gessner: Reumann-Hof und Karl Seitz-Hof

Kein anderer Architekt dieser Epoche ist enger mit dem Roten Wien verbunden: Hubert Gessner hat die sozialdemokratische Bewegung seit ihren Anfängen begleitet und schuf ihre wichtigsten Bauwerke, bis er konsequenterweise von seinen politischen Gegnern mit Berufsverbot belegt wurde. Geboren zu Zeiten der Monarchie lernte er bei Otto Wagner. Sein Werk wurde trotz des großen Bauvolumens lange Zeit nicht so bekannt wie das seiner Zeitgenossen Adolf Loos oder Josef Maria Olbrich, was hauptsächlich daran lag, dass er selbst über seine Arbeit und sein Leben wenig publizierte.



Arbeiterheim Favoriten

Gessner wird am 20.10.1871 im heutigen Tschechien, in Valasske Klobouky, geboren. In der Staatsgewerbeschule Brünn ist er Klassenkamerad von Loos; danach arbeitet er als Praktikant bei Brünnener Bauunternehmen. Von 1894–1898 studiert und arbeitet er in Wien bei Otto Wagner; dort ist er – wie auch Olbrich – an den berühmten Bauten seines Lehrers beteiligt. Nach Brünn zurückgekehrt übernimmt er eine Stelle im mährischen Landesbauamt, beteiligt sich aber von dort aus auch an Wettbewerben. 1900 erzielt er den 1. Preis für das „Arbeiterheim Favoriten“, den ersten symbolhaften Bau der Sozialdemokratie, in dem die Partei ihr neues Zentrum finden sollte. Vorbild waren Volksheime wie die „Maison du Peuple“ in Brüssel: multifunktionelle Gebäude mit Parteibüro, Besprechungssälen, Restaurant, Konsumverein, aber auch kulturellen Einrichtungen wie Bibliothek und Volksbildungssaal bis hin zu Arbeiterwohnungen. Im Arbeiterheim Favoriten gibt es all das, verborgen hinter einer Fassade in reinstem Jugendstil. Der Festsaal fasst 3.000 Personen, die Säle darunter sind mit Faltwänden zu größeren Einheiten kombinierbar. Im Zuge der Verwirklichung dieser ersten baulichen Manifestation der Arbeiterpartei in Wien freundet er sich mit dem charismatischen Victor Adler an; dieser hatte die zersplitterte Partei zum Jahreswechsel 1888/1889 geeint und war zum Vorsitzenden gewählt worden. Adlers wohlwollende Freundschaft macht Gessner zur ersten Wahl bei sämtlichen Bauaufgaben, die die Partei zu vergeben hat; in weiterer Folge entstehen in Wien Bauten wie die Bezirkskrankenkasse Floridsdorf (1905, heute stark verändert), ein Lagerhaus für den Konsumverein (1905, abgebrochen) oder der Erste Niederösterreichische Arbeiter-Konsum-Verein (1905/1909, stark verändert). Abgesehen von diesen Wiener Aufträgen ist Gessners Büro mit einer größeren Zahl an Projekten meist in Tschechien so ausgelastet, dass sich Gessner bereits 1907 eine Villa im noblen 18. Bezirk bauen konnte (Sternwartestraße 70, äußerlich unverändert). Es ist eines der schönsten Werke Wiens in secessionistischem Stil und zu Unrecht weniger bekannt als die vergleichbare Villa Wagner II in der Hüttelbergstraße.



Villa Gessner

Gessner beschäftigt sich bereits vor dem Krieg mit Arbeiterwohnhäusern, die damals in der südlichen Umgebung Wiens entstehen (Schwechat, Mödling, Liesing etc.); in der Hauptstadt wird er zu dieser Zeit für repräsentative Groß- und Industriebauten herangezogen, er entwirft die Bäckereien des Ersten Wiener und Ersten Niederösterreichischen Konsumvereins (1909, Hasnerstraße 123 bzw. Wolfganggasse 58–60) ebenso wie die Versicherungsanstalt der

Österreichischen Eisenbahnen (1912, Linke Wienzeile 48–52) oder das Eisenbahnerheim (1913, Margaretenstraße 166). Für die Sozialdemokratie von Bedeutung sind zwei Großprojekte, eines davon leider inzwischen großteils zerstört: die verfallenden Hammerbrotwerke in Schwechat und das Verlagshaus „Vorwärts“, ein prachtvoller Bau an der Wienzeile.

Die Hammerbrotwerke entstehen aus der Idee, die Produktion dieses Hauptnahrungsmittels selbst in die Hand zu nehmen, um die damals hohe Inflation, den „Brotwucher“, eindämmen zu können. Die riesige Anlage hat aber wegen der großen Distanz zu Wien mit Problemen zu kämpfen, finanziell ist sie mit dem Konsumverein „Vorwärts“ verflochten, was zu finanziellen Problemen führt, als „Vorwärts“ in Schieflage gerät. Heute ist die Fabrik eine denkmalgeschützte Ruine, ihre Zukunft ungewiss.

Das Vorwärts-Gebäude an der Wienzeile (1909) ist zwar auch nur noch in Teilen vorhanden (die Druckerei selbst wurde abgerissen, die Fassade und Teile des Inneren haben sich aber erhalten), wird aber gerne als eine der „Jugendstil-Sehenswürdigkeiten“ der Stadt präsentiert, auch wenn die Zuordnung natürlich nicht korrekt ist. Tatsächlich hat die Architektur des Vorwärts-Hauses mit der bürgerlichen Jugendstilfassade des Arbeiterheims in Favoriten nichts zu tun, im Gegenteil, Gessner versucht eine Abgrenzung: Pathetisch, aber modern soll die künftige Arbeiterarchitektur sein. Trotz dieses programmatischen Anspruchs ist das Haus „nur“ ein Umbau, es ist ein ehemaliges Wohnhaus aus dem 19. Jahrhundert, das nun zur neuen Partei- und Medienzentrale ausgebaut wird.



Ganz oben:
Versicherungsanstalt der
Österreichischen Eisenbahnen
Oben:
Hammerbrotwerke
Unten:
Vorwärts-Haus





Fabrik an der Breitenfurterstraße

Der enge Kontakt zur Sozialdemokratie und die bei den Brotfabriken gemachten Erfahrungen verschaffen Gessner eine Unzahl von Aufträgen in diesen Bereichen; Parteihäuser, Großbäckereien und Wohnbauten entstehen nun in rascher Folge. Für einige Jahre arbeitet Gessner mit seinem jüngeren Bruder Franz, diese Verbindung löst sich aber 1912. In seinem Büro sind auch einige spätere „Gemeindebau-Architekten“ beschäftigt, beispielsweise Rudolf Perco, Hans Paar oder die späteren Partner Alfons Hetmanek und Franz Kaym.

Auch während und unmittelbar nach dem Krieg ist das Büro mit Arbeit reichlich versorgt, in Wien entstehen z. B. eine Kistenfabrik an der Breitenfurter Straße 176 (fast unverändert erhalten) oder die Hammerbrotwerke Floridsdorf (abgetragen). Gessners große Zeit liegt aber noch vor ihm, während „Stars“ wie Loos in den veränderten Verhältnissen nicht mehr an die Erfolge der Vorkriegszeit anschließen können. Es würde zu weit führen, alle seine in Wien verwirklichten Projekte (darunter Geschäftseinrichtungen ebenso wie die Inneneinrichtung der Privatwohnung Dr. Renners) aufzuzählen. Hauptthema der nun folgenden Jahre sind die großen Gemeindebauten des Roten Wien:

Metzleinstaler-Hof, 1923/1925 (S. II/42)

Er gilt als Wiens erster Gemeindebau – was nur fast stimmt. Gessner vervollständigt den ersten Bauteil von Robert Kalesa, der aber noch nicht als Bau des Roten Wien geplant wurde. Auch der Fuchsenfeldhof als „echter“ Gemeindebau wurde vor dem Gessner-Trakt gebaut. Unklar bleibt, ob Gessner der „Erfinder“ der Gemeindebaunormalien war: Zugang zu den Stiegen vom Hof aus, keine langen Gänge, sondern vertikale Erschließung, keine indirekt belichteten Aufenthaltsräume, eigenes WC im Wohnungsverband – möglicherweise hat Gessner als enger Vertrauter der politischen Spitze bereits bei der Ausschreibung des Fuchsenfeldhofes zusammen mit dem Stadtbauamt die Grundlagen erarbeitet.

Robert Blum-Hof, 1923/1924 (S. II/243)

In der Engerthstraße errichtet Gessner möglicherweise einen kleinen Bauteil der hauptsächlich von Erich Franz Leischner geplanten Anlage; die Zuschreibung ist nicht ganz gesichert, nur Indizien wie eine ursprünglich dort geplante Hammerbrot-Filiale deuten darauf hin.

Der Grundriss des Reumann-Hofes ähnelt verblüffend Schloss Schönbrunn (Luftbild Schönbrunn: Robert Herbst)



Reumann-Hof, Margaretengürtel 100–110, 1924/1926, 450 Wohnungen

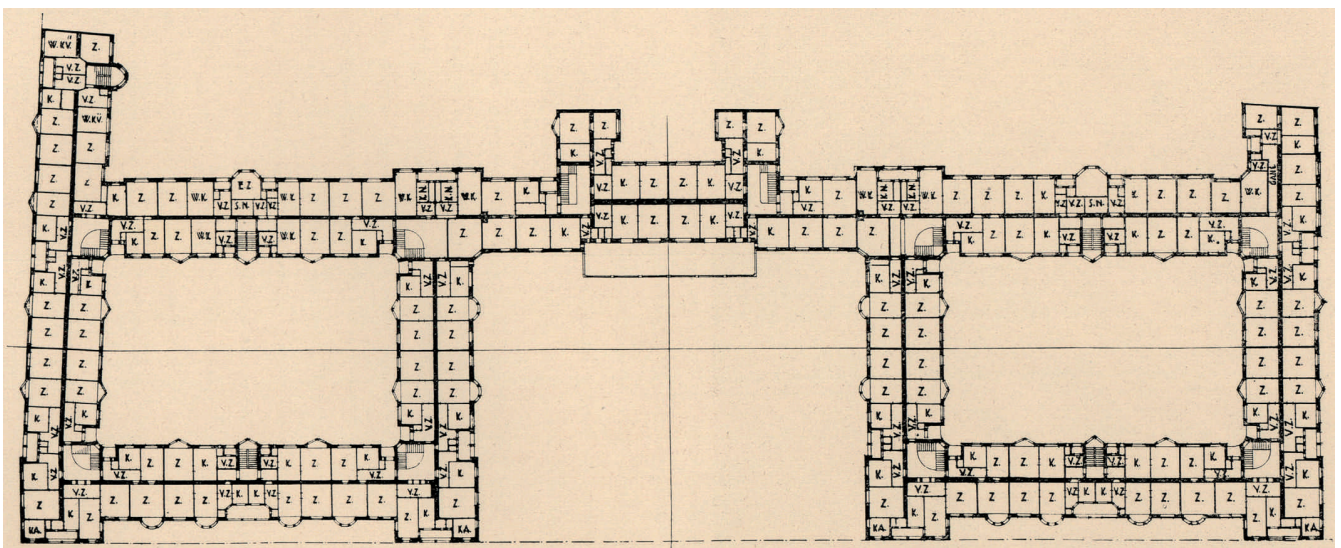
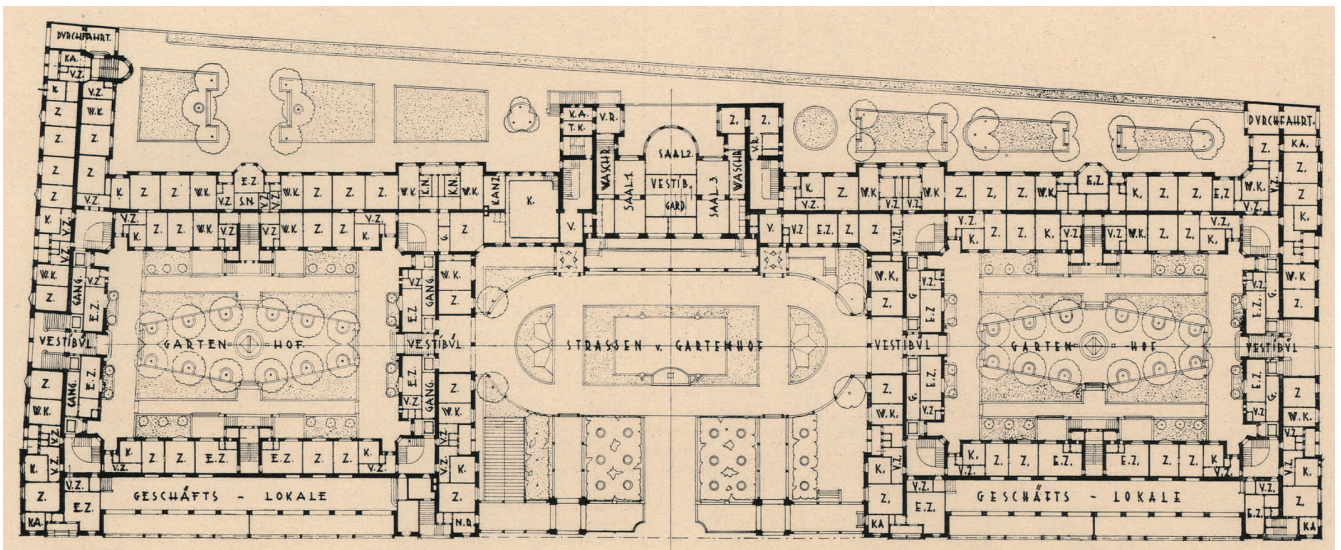
Es ist die Zeit des ersten „Hochhaus-Fiebers“ in Wien – aber sie ist noch nicht reif für die Realisierung. 1922 hatte der Wettbewerb für die „Chicago Tribune“ die Phantasie der Wiener Architektenschaft beflügelt und eine Diskussion über die Ideen ausgelöst, die nun für Wien vorgeschlagen werden: ein Hochhaus an den Gartenbaugründen (Adolf Loos), Bürotürme in Favoriten (Oskar Strnad) – und: ein Wohnhochhaus in Gessners Reumann-Hof. Die ersten Entwürfe zeigen dann auch einen zwölfgeschossigen Turm, der aus den flankierenden Baukörpern herausragt – die öffentlich geführte Debatte kappt



schlussendlich die obersten Stockwerke, zu unsicher war man noch betreffend Feuerschutz, Wasserdruck und Aufzugskosten.

Die Höhenreduktion tut dem Entwurf aber gut – der nur leicht erhöhte Mittelteil bildet nun mit den seitlichen Bauten eine Einheit, verbindet sie zu einer palastartigen Struktur, die der prinzipiellen Konzeption von Versailles oder Schönbrunn entspricht. Der Ehrenhof liegt zwar am Gürtel, und die herrschaftliche Geste hat kein Gegenüber, keine zulaufende Achse, geht ins Leere – aber die formale Gestaltung reicht, um fortschrittliche Architekten wie Josef Frank stirnrundelnd gegen „Volkswohnpaläste“ polemisieren zu lassen. Tatsächlich wirken die biedereren Kleinwohnungen hinter der grandiosen Fassade deplaziert, wirkt der Luxus der äußeren Gestaltung ein wenig bizarr gegenüber der Tatsache, dass man ins „Tröpferlbad“ duschen ging. Aber gut, auch in Schönbrunn wurden die Toiletten erst nachträglich eingebaut ...

Reumann-Hof, Erdgeschoß und Regelgeschoß





Lassalle-Hof, 1924/1925 (S. II/7)

Es ist der erste von der Gemeinde für ein Wohnhaus ausgeschriebene Wettbewerb, zuvor wurden die Planungen vom Stadtbauamt durchgeführt oder – selten – freihändig vergeben. In der Jury sitzen unter anderem Josef Hoffmann, Robert Oerley und Siegfried Theiss. Das Siegerprojekt von Karl Krist wird eigenartigerweise nicht gebaut; zum Zug kommt der zweitplatzierte Hubert Gessner. Nach der Präsentation im Rathaus wird die Angelegenheit von zeitgenössischen Medien kritisch kommentiert, sowohl was die Projekte selbst, aber auch das Zustandekommen der Reihung betrifft. Der zeichenhafte, aber unpraktische Turm wird als zu teuer kritisiert, ebenso die zu schlechte Belichtung und die unbefriedigenden Grundrisse der Wohnungen.

Heizmann-Hof, 1925/1926 (S. II/7)

Direkt gegenüber des Lassalle-Hofes, allerdings „in der zweiten Reihe“ hinter einer bestehenden Häuserzeile entwickelt Gessner auf einem schmalen Grundstück kurz danach den Heizmann-Hof. Der Bau wird 1926 gemeinsam mit dem Lassalle-Hof eröffnet.

Gartenstadt Jedlesee, 1926/1932 (ab 1950 Karl Seitz-Hof)

Mitte der 1920er Jahre erreicht das Wohnbauprogramm des Roten Wien seinen Höhepunkt. Neben zahlreichen kleineren Anlagen sind fast alle „Flaggschiffe“ in Bau: Sandleiten, Rabenhof, George Washington-Hof, Jedlesee – Superblocks mit teils weit mehr als 1.000 Wohnungen. Die Gartenstadt Jedlesee ist dabei das einzige Projekt dieser Größenordnung jenseits der Donau, abgesehen vielleicht vom Goethehof mit seinen immerhin etwa 700 Wohnungen in Kaisermühlen. Knapp 1.800 soll dagegen die Gartenstadt haben – Raum für 7.000 Menschen sowie für alle Folgeeinrichtungen, die eine „Stadt“ dieser Größe benötigt. 1925 werden Karl Krist, Robert Oerley und Gessner zu Verbauungsstudien eingeladen; Gessner bleibt auch hier wieder Sieger, Krist & Oerley erhielten aber den Auftrag zur Anlage „Spinnerin am Kreuz“, dem späteren George Washington-Hof (S. 206).

Entrée zur Gartenstadt ist ein riesiger halbkreisförmiger Platz, wie er im klassischen Städtebau immer wieder zu finden ist (Piazza Esarda in Rom, Place Massena in Nizza, Heldenplatz in Wien). Die imperiale Geste ist hier ausgeprägt wie bei keinem anderen Gemeindebau in Wien, er übertrifft in seinem Pathos noch den späteren Karl Marx-Hof; er bildet den Höhepunkt der übersteigerten Selbstdarstellung, der Selbstsicherheit der Arbeiterpartei.

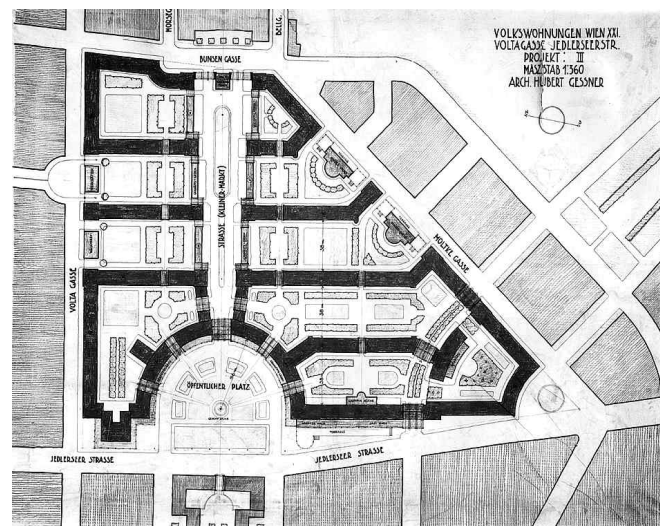
Trotz der großstädtischen Form der Exedra ist Gessners Intention aber ein Übergang zur gartenstadtmäßigen Verbauung. Seine Höfe sind riesig, er stellt sich die Gartenstadt als Anlage vor, in der nicht jedes Haus einen Garten hat, sondern die Häuser selbst in einem Park stehen. Ein etwas hart formulierter, aus Architektensicht aber schlüssiger ästhe-

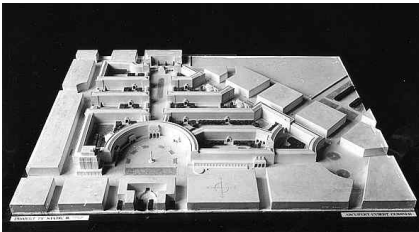
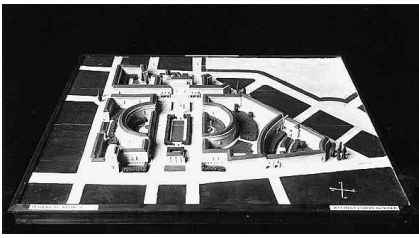


Linke Seite: Reumann-Hof
(Fotos: WStLA; C272M001, C286M001, C288M001, C291M001, C292M001, C293M001, C300M001)

Oben:
Gartenstadt Jedlesee, Archiv Neuwirth

Unten:
Gartenstadt Jedlesee,
unausgeführte Grundrissvariante
(Plan: WStLA, C78M001)





Oben: Gartenstadt Jedlesee, unausgeführte Grundrissvarianten (Fotos: WStLA, C86M001, C93M001)

Unten: Gartenstadt Jedlesee, zeitgenössische Aufnahmen (Fotos: WStLA; C2242M001, C2245M001, C2275M001)



tischer Grund für dieses Konzept: Man müsse es den Menschen, die in einer Gartenstadt wohnen wollen, unmöglich machen, ihre Umgebung individuell zu verschandeln – Gessner verabscheut die optische Uneinheitlichkeit der Gartensiedlungen. Auch die Grundrisslösungen Gessners sind geradezu reaktionär: „Es wird vom Wohnküchensystem ganz Abstand genommen. Selbst die kleinste Wohnung wird einen Vorraum und eine eigene Küche besitzen.“ Es sind Zimmerfluchten en miniature, wie sie aus der großbürgerlichen Bel Etage bekannt sind. Josef Frank resigniert mit bitterem Spott: Alle in Wien sowieso schon geringen Fortschritte, alle Versuche der avantgardistischen Architekten, zeitgemäße und emanzipatorische Grundrisse zu etablieren, scheinen gescheitert. Mit dem „Volkswohnungspalast“, gegen den sich Frank in seiner „Rede, die nicht gehalten wurde“ anlässlich der Grundsteinlegung noch einmal erbittert wendet, hat die Siedlungsbewegung endgültig das Nachsehen gegenüber dem mehrstöckigen Wohnblock, der von der Gemeinde favorisiert wird. Dass die Stadt Wien mit ihrem Konzept schlussendlich recht hatte, zeigt sich im Nachhinein aus heutiger Sicht: Der ausufernde Speckgürtel um die Großstädte mit seinen gesichtslosen Einfamilienhauswüsten ist *das* große Problem, mit dem sich die Kommunen heute beschäftigen müssen. Die Charta von Athen, in der 1933 die räumliche Trennung der Stadtfunktionen verlangt wurde, lag zwar noch in der Zukunft; die verantwortlichen Beamten der Stadt Wien hatten aber schon damals ausreichend Hausverstand, zu erkennen, dass die aufwändige Erschließung dünn besiedelter Quartiere die vorhandenen Möglichkeiten übersteigt.

Der städtebauliche Ansatz in Jedlesee folgt mit den klaren Straßenachsen und großen Blöcken den Ideen Otto Wagners; die Gartenstadt ist damit der Gegenpol zum romantischen Rabenhof, der nach den Prinzipien Camillo Sittes erschlossen ist, mit einer Vielzahl von unterschiedlichen Höfen, Durchgängen, Blickwinkeln. In Jedlesee beginnt die Hauptachse hinter dem theatralischen Bogen im Zentrum des Ehrenhofes; eine Querachse – sie ist Park, nicht Straße – ergänzt die Grundstruktur. Die Dramaturgie der Annäherung ist sorgfältig inszeniert: Auf der Jedleseer Straße aus Richtung Stadt ankommend hätte der Uraniasaal mit seinem Kuppelbau den Besucher empfangen; leider wurde er eingespart, heute ist es die konkave Fassade der ehemaligen Tanzschule, die den Auftakt bildet. Die zum Ehrenhof führende Fassade weicht von der Straßenachse immer mehr zurück, um den großen Bogen freizulegen; das Gegengewicht bildet der Glockenturm, der den Abschluss der räumlichen Entwicklung bildet: ein meisterhaftes Spiel von Symmetrien, Blickachsen und Richtungsänderungen bei einer Front ohne axiale Annäherung. Aber auch im Detail ist „Jedlesee“ hervorragend: Die kunstgewerbliche Ausstattung mit Schmiedeeisen- und Keramikarbeiten ist prachtvoll und akzentuiert die ansonsten wenig kleinteilige Architektur.

Heute umfasst die 1951 nach Karl Seitz benannte Anlage noch 1.152 Wohnungen, viele der Gemeinschaftseinrichtungen – Kaffeehaus, Restaurant, Postfiliale, Krankenkasse, Mutterberatungsstelle, Waschküchen, Kindergärten – sind heute nicht mehr in Betrieb. Die seinerzeit angestrebte Funktion als Stadtteilzentrum nimmt der Karl Seitz-Hof damit leider nicht (mehr) wahr.

Augartenbrücke (1929–1931)

Auch bei Brückenbauten beweist Gessner sein Talent für städtebaulich überzeugende Entwürfe. Für einen 1928 ausgeschriebenen Wettbewerb entwickelt er eine elegante Stahlbrücke über den Donaukanal, mit schlichtem, zeitgemäßem Dekor; sie ist so stabil gebaut, dass es den Nationalsozialisten bei den Rückzugsgefechten nicht gelingt, sie zu sprengen. Bis heute gilt sie als die eleganteste Brücke der Stadt.



Haus Gessner-Slupetzky, Gersthofer Straße 147 (1934)

Parallel zu den Wiener Projekten entstehen in den 1920er Jahren auch zahlreiche Bauwerke in den Bundesländern, von Geschäftsumbauten über Villen bis hin zu Industrie- und Repräsentationsbauten; auch bei Wettbewerben ist das Büro aktiv. Für die Sozialdemokratie wichtig sind die Arbeiterkammern in Linz und Graz, erstere ruft allerdings Kritik wegen zu luxuriöser Ausstattung hervor. Um 1930 geht die Zeit der Großprojekte zu Ende, Gessner widmet sich nur noch kleinen Bauaufgaben. Nun entstehen vor allem Wohnhäuser für den Freundeskreis und Geschäftsportale. Bei Wettbewerben ist Gessner nicht mehr erfolgreich. 1934 verkauft Gessner seine 1907 erbaute Villa und errichtet ein Mietshaus in der Gersthofer Straße 147, er bezieht selbst eine Etage und richtet im Erdgeschoss ein kleines Atelier ein. Der Stil hat sich gewandelt, das Haus ist schlicht, dem neuen Zeitgeschmack angepasst, der Lage im Westen Wiens entsprechend sind die Eisengitter mit Weinranken dekoriert. Im kleinen Garten steht als Reminiszenz an Gessners größtes Bauwerk des letzten Jahrzehnts eine einsame Terrakotta-Blumenschale aus der Gartenstadt Jedlesees.



Mit dem Bürgerkrieg 1934 werden Gessners gute Verbindungen zum offiziellen Wien wertlos; weitere Aufträge erhält er nur noch aus dem Bekanntenkreis, der durchaus auch aus Politikern des gegnerischen Lagers besteht. 1938 mit der Aberkennung des Architektentitels durch die Nationalsozialisten verschärft sich seine Situation erneut. Geschäfts- und Wohnungsumbauten beschließen das unglaublich reichhaltige Arbeitsleben des Architekten.

Als Mensch wird Gessner von Kollegen hoch geschätzt, er ist vor allem präzise, verfügt über höchstes technisches Detailwissen. Er wird als humorvoll beschrieben, zeigt viel Interesse für das Privatleben seiner Mitarbeiter. Er stirbt am 29.1.1943.

Bis vor kurzem wurde sein Werk nicht in dem Ausmaß gewürdigt, das ihm angemessen wäre; mit der 2011 im Passagen-Verlag erschienenen Monografie von Dr. Markus Kristan ist allerdings endlich eine Übersicht mit umfangreichem Werkverzeichnis erschienen.





GEMEINDE WIEN

ERBAUT VON
1924

INDEN J.
1924